

(Nachdruck verboten.)

83]

Die flucht.

Von N. Bagynowski.

11.

Am folgenden Tage kam der Steuermann Bartels zu ihnen — ein Mann, der fast ebenso breit wie lang war. Er nahm die Mütze nicht ab, denn seine Hände waren damit beschäftigt, „in den Taschen zu stecken“, und er sagte auch nichts, denn er ließ seine brennende Pfeife nicht gern aus dem Munde. Er nickte nur und sah sich in der Zurte um. Das vertrauenerweckende Gesicht, die intelligenten, festen Augen und das originelle Wesen des Seebären gestielen den Verbannten ausnehmend.

Sie boten ihm höflich einen Sitz an und umringten ihn fröhlich. Er setzte sich rittlings auf den Stuhl, rauchte sein Pfeifchen, schüttelte den Kopf, betastete die Kleider der Näherstehenden und schüttelte den Kopf wieder. Sie wußten nicht, wie sie ihn anreden sollten, denn Samuel war nicht da, und keiner von ihnen sprach englisch. Aber der Matrose wußte sich Rat; er blinzelte verschmüht mit den Augen, schob die Pfeife in den einen Mundwinkel und sagte endlich in scheußlichem Russisch: „Wjjo . . . snaj!“

„Was . . . snaj?“ forschte Niehorsti belustigt.

Der Seemann schloß die Lippen fester um die Pfeife und zog seine roten, knotigen Hände aus den Taschen; die eine hielt er mit der flachen Hand empor, und mit den Fingern der andern machte er die Bewegung des Gehens nach.

Da ging die Thür auf und Eugenie trat ein. Der Matrose sah sie aufmerksam an, erkannte eine Dame und sprang auf. Plötzlich war die Mütze von seinem Kopfe und die Pfeife aus seinem Munde verschwunden, ohne daß die Anwesenden wußten, wann das geschehen war. Er grüßte galant und blieb in der nachlässig wartenden Stellung eines Seemannes stehen, der auf unbekanntem Gewässern von gefährlichen Nebeln überrascht worden ist.

Eugenie schüttelte ihm fröhlich die Hand.

„Mister Bartels . . .“

„Ja! . . . Bitte! . . .“ fügte er kurz hinzu und zog ein vierfach zusammengelegtes Blatt aus der Seitentasche.

Neugierig falteten die Verbannten das Papier auseinander und erblickten die sorgfältige Zeichnung eines Segelbootes. Dieselbe war nach einem gegebenen Maßstab, in mehreren Durchschnitten ausgeführt und mit Erklärungen und den nötigen Anweisungen versehen. Krassuski machte einen Freudensprung und erfaßte die Hand des Seemannes, um ihm seine Dankbarkeit „einzupumpen“. Auch die andern schüttelten ihm der Reihe nach die brave Rechte, und wußten kaum, wie sie ihm danken sollten.

Der Seemann war ganz gerührt von ihrer Erkenntlichkeit, obgleich er that, als machte er sich gar nichts daraus.

„Wie haben Sie das nur fertiggebracht?“

„Ich habe in der Nacht gezeichnet,“ antwortete er bescheiden. „Ich wollte nicht, daß die andern es sähen. Von Verrat kann natürlich unter der Mannschaft der „Juliette“ nicht die Rede sein, aber einer der weniger erfahrenen Kameraden könnte unvorsichtig sein und sich verplappern.“

Eugenie übersetzte seine Worte.

„Oh ja, ja! . . . Wir sind Ihnen unaussprechlich dankbar! Bitte, setzen Sie sich. Vielleicht können wir Ihnen mit Thee dienen,“ riefen die Verbannten.

„Wenn Sie erlauben, sted“ ich mir lieber mein Pfeifchen an,“ antwortete der Seemann freimütig, zog seine Freundin aus der Tasche und klopfte sie am Herde aus.

Alexandroff reichte ihm seinen Tabaksbeutel.

„Ich hab' schon lange darüber nachgedacht. Sowie ich Euer Unglück sah, dachte ich in meinem Sinn: was zum Kukud sitzen sie hier, da sie doch einen Fluß vor der Nase haben, der ins Meer mündet . . . In Frisco lebt sich's doch viel angenehmer, als in diesem Nest! Ich würde mich hier nicht halten lassen, und sollte ich auf einem Holzstoß oder im

*) Ich weiß alles.

Wassersaß davonsegeln. Da sagt Mister Morley gestern abend, als er von Euch zurückkommt: weißt Du, Bartels, die armen Burschen haben keine Idee davon, wie ein Boot gebaut wird; hast Du mich verstanden, mein Junge? Ein Walfischboot mit einem Mast und einem gewöhnlichen, einzelnen Segel . . . Da wußte ich, daß es sich um ein Geheimnis handle. — So! ho! . . . Mister Morley ist ein echter Seemann. Von allen unsern Offizieren behandelt er die Mannschaften am besten und sagt nie ein müßiges Wort . . . Eins, zwei . . . und den Nest denkt Euch selbst hinzu, denn dazu hat Euch Gott Verstand gegeben.“

Mister Bartels wurde immer redseliger und beehrte die Verbannten bis spät in die Nacht hinein, wie sie das Boot bauen, sich auf dem Meer verhalten, das Segel hissen und den Wind darin einfangen sollten. Der Gegenstand war unerschöpflich, um so mehr, da Mister Bartels seine Erzählung gern mit malerischen Schilderungen der bestandenen Abenteuer illustrierte und den Eindruck wiederzugeben suchte, den die Polargegenden auf ihn gemacht hatten. Selbst diejenigen, die kein Wort englisch verstanden, konnten sich diese Landschaften bald ausmalen, denn der Seemann streckte die Hand immer wieder mit einer großartigen Geiste aus und begleitete diese unverbrüchlich mit den Worten:

„Ice . . . ice — plenty of ice!“

Als er Abschied nahm, versprach er, seine Kameraden mitzubringen, aber er fügte hinzu, sie müßten, um alleamt erscheinen zu können, um die Erlaubnis Mister Morleys bekommen.

Mister Morley erteilte dieselbe gern und kam sogar selbst mit seiner Schar. Die Zurte konnte die vielen Gäste kaum fassen, und es ging lebhaft darin zu. Sie waren alle gekommen: es fehlte weder der Chineser mit seinem aufgesteckten Zopf, noch der Indianer von Alaska mit dem kupferfarbenen Gesicht.

„How is your socialism?“ begrüßte Mister Morley Niehorsti, der am heißesten mit ihm gestritten hatte.

„How is your capitalism?“ übersetzte Samuel die Gegenfrage des Genossen.

„All right!“ antwortete der Seemann lustig. „Er ist ganz gesund und bis jetzt geht es ihm nicht schlecht.“

„Und wie lange wird's ihm noch so gehen?“

„Das hängt von ihm selbst ab. Wenn er hübsch mäßig bleibt, kann er noch Hunderte von Jahren leben!“

„Das glaub' ich doch nicht!“ antwortete Niehorsti ebenso.

Der Streit, der wieder aufzukommen drohte, wurde unterbrochen, denn der Tisch war schon gedeckt, und die Matrosen hatten bereits Platz genommen. Die Gäste rauchten viel, aßen und tranken aber wenig und erzählten gut gelaunt von ihren Erlebnissen, indem sie, wie Mister Bartels, oft die Hand weit ausstreckten und das Wort „plenty“ wiederholten.

Jeder der Verbannten wollte etwas von ihnen wissen. Samuel und Eugenie waren von dem vielen Uebersehen ganz heiser geworden. Am besten waren die Deutschen daran, die sich mit der Mehrzahl der Anwesenden ohne Dolmetscher unterhalten konnten. Nur Mister Bartels schien enttäuscht, denn die geheimnisvollen Zeichen, die einer der Matrosen den Verbannten vormachte, blieben alle unverständlich. Erstaunt sahen sie ihn mit großen Augen an und gaben keine Antwort, worüber die beiden sehr enttäuscht waren.

„Nein,“ sagte der Matrose endlich, „es ist kein einziger darunter!“

„Vielleicht machst Du Deine Sache schlecht!“

„Wie, ich sollte meine Sache schlecht machen? So wird's bei uns in Portland gemacht und so muß es in der ganzen Welt gemacht werden.“

Schließlich näherten sie sich Muzja; dieser gab ihnen ein Zeichen mit den Fingern, flüsterete dann dem Matrosen merkwürdige Worte zu, und nun wichen die beiden nicht mehr von einander. Mister Bartels Gesicht heiterte sich auf und er warf nur so mit Wisworten um sich.

Die Amerikaner blieben noch einige Tage in Dschurdschnj und waren die ganze Zeit über in stetem Verkehr mit den Verbannten. Einer von ihnen sah immer bei Alexandroff, während die andern bald Glitsberg, bald Pietroff, bald Boronin aufnahmen. Krassuski pflegte, von Eugenie unterstützt, lange Beratungen mit Mister Bartels. Am häufigsten

aber war Musja unter den Seelen zu erblicken; bald hatte er seinen ganzen Vorrat an Cigarrenspitzen, Pfeifen, Knöpfchen, Manschettenknöpfen und andern Bierat an den Mann gebracht.

„Ei, Musja, Musja!“ drohte ihm Niehorsti von weitem. „Um den Kostenpreis . . . Bei Gott, um den Kostenpreis . . . Ich wollte ihnen doch die Souveniers gönnen! . . . Um so mehr, als ich einen Genossen unter ihnen gefunden habe, wie sie wissen, — einen . . . Freimaurer!“ fügte er geheimnisvoll hinzu.

„Und was hat er Dir gesagt? Oder hast Du ihm vielleicht was gesagt? Junge, Junge . . . Du kannst einen wirklich zur Verzweiflung bringen!“

„Was ich ihm gesagt habe, ist meine Sache! Das kann ich nicht mal Ihnen anvertrauen. Wir müssen einen furchtbaren Eid schwören.“

„Wer ist denn das: wir? Du bist also nicht mehr Bonapartist, sondern Freimaurer?“

„Das eine schließt das andre nicht aus!“

Niehorsti war ernstlich beunruhigt.

„Was hast Du ihm gesagt? Bitte, Musja, vertrau' es mir an.“

Aber Musja blieb unerbittlich, und erst nach vielen Bitten entsuhr ihm die vielgelagerte Aeußerung:

„Das wird sich schon zeigen!“

In der Nacht aber, die der Abreise der Amerikaner vorausging, saß der Adjunkt des Isprawnik wieder in seinem Kammerchen und ließ seine Feder, nachdem er die Thür sorgfältig geschlossen hatte, über ein großes Blatt Papier gleiten.

Während der ganzen Dauer ihres Hierseins besuchten sie die Verbannten so oft, daß es verdächtig vorkommen mußte, und ihre wechselseitigen Beziehungen waren gefahrdrohend häufig. Ihr Anführer, Mister Morley, war dreimal in eigner Person bei ihnen, obgleich er die Einladung der achtbarsten Bürger abgelehnt hatte — und weder den Adjunkten des Isprawnik, ja nicht einmal Vater Kasij besuchen wollte. Und was der Gegenstand ihrer Unterhaltung war, ist nicht bekannt, aber daß es etwas Verbotenes war, ist daraus zu schließen, daß einer der Verbannten, Debille, „Musja“ genannt, geheimnisvoll gelächelt und gesagt hat: Das wird sich schon zeigen! . . . Von dem Adjunkten des Isprawnik auf geschickte Weise ausgefragt, gestand er überdies, Amerika habe eine so große Flotte, daß es diesem Staate ein leichtes sein würde, ein bemanntes Schiff an die sibirischen Küsten unsres russischen Vaterlandes zu entsenden und das Innere des Landes zu bombardieren.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pilze und Schwämme.

Augenblicklich kann man im Walde eine Folgeerscheinung der andauernden Trockenheit beobachten: den gänzlichen Mangel an Pilzen und Schwämmen. Sonst ist um diese Zeit des Jahres der ganze Boden des Waldes damit überjätet. Alle möglichen Arten von dem süßholzen Parafolschwamm, der täuschend einem Miniaturschirm ähnelt, bis zu den winzigen Musserons und Hundspitzen schießen über Nacht auf, überall leuchten auf dem grünen oder grauen Moose die weißen oder roten Flecken . . . Feuer ist davon nichts zu sehen. Mit Mühe und Not habe ich bei einem vierstündigen Suchen einen Reizler, einen Butterpilz und einige Salimasch, sowie ebenso viele Niegenpilze gefunden.

Es scheint, als ob das im Moose liegende Mycel, das die Fruchtkeime trägt und weiterverbreitet — im Volksmunde „Pilzmutter“ genannt —, infolge der Hitze und Trockenheit verdorrt ist. Wenigstens hat der geringe Regenfall der letzten Tage nicht genügt, die Keime zum Leben zu erwecken. Es wäre also der Mangel an Pilzen als interessante Folgeerscheinung dieses abnormen Sommers zu verzeichnen. Wie groß der Mangel in den Waldgegenden ist, von denen Berlin sonst reichlich versorgt wird, kann man daraus entnehmen, daß die Zufuhr heuer gleich Null ist. Auf den Märkten der Vororte, die ich daraufhin absuchte, waren winzige Mengen der kleinen Selbstbröden, auch Pfefferlinge genannt, vorhanden. Für das Pfund dieser unansehnlichen, geschrumpelten Pilze wurden 60 bis 65 Pf. verlangt, das Vierfache von normalen Jahren.

In den Waldungen um Berlin, namentlich im Grunewald, pflegte es sonst um diese Zeit von Pilzfuchern zu wimmeln. Nicht nur die Liebhaberei treibt dazu, sondern vielmehr noch die Not. Und Arbeitslose giebt's in der Millionenstadt zu jeder Jahreszeit. Da verfallen denn viele darauf, das Geschenk des Waldes einzuhelmen. Vor Thau und Tag machen sie sich auf den Weg und fahren mit dem ersten Zug einer Vorortbahn hinaus. Allerdings darf man sich dabei nicht die brave Frau zum Vorbild nehmen, die nach dem Heineschen Liede am Arme ihres Gatten die Chausseen der

Liebe wandelt, sondern man muß in die dichtesten Schomngen einbringen, wo man oftmals nur dadurch vorwärts kommt, daß man unter dem dichten Gewirr der Äste durchkriecht. Dort steht in leiser Einsamkeit das „Männlein im Walde“ mit dem großen Hut. Einige noch jugendfrisch, unberührt, andre haben schon den Besuch einer Nachtschnecke erhalten, die sich an ihrem Fleische labt, und manche sind von den Würmern befallen, die den Pilz von innen heraus aufzehren.

Eine nichtswürdige Gesellschaft, diese weißen und gelblichen Maden! Von außen sieht der Pilz noch ganz frisch aus, aber innen, da wimmelt's . . . Und das Schlimmste: solche Pilze werden ohne Schaden in den Städten zu Markt gebracht. Wenn die Hausfrau dann zu Hause ans Feuer geht, ist der größte Teil aller Exemplare ungenießbar. Da hätte die Marktpolizei eine dankbare Aufgabe vor sich, wenn sie diesem Unfug steuern wollte. Die heilige Hermandad nimmt sich doch sonst der Liebhaber eines Pilzgerichts an und warnt sie vor den schlimmen Folgen giftiger Pilze.

So wohlgemeint diese Warnung ist, so wirkungslos ist sie, da sie die Hauptsache umgeht. Um es kurz und bündig auszusprechen: Die allerwenigsten Vergiftungen werden durch die wirklich giftigen Arten verursacht. In den meisten Fällen sind es gerade die bekanntesten und beliebtesten essbaren Arten, die in sich infolge krankhafter Fersehung das Gift entwickeln. Es genügt oft schon, daß ein Pilz im Walde drei, vier Tage Regen erhält, um ihn zu verderben. Noch leichter geschieht das mit den in den Großstädten angehäuften Vorräten, die manchmal eine Woche lang von einem Markt zum andern geschleppt werden.

Das sicherste Zeichen für die Ungenießbarkeit ist der Verlust der Elasticität. Wenn der Pilz sich feucht und teigig anfühlt, wenn ein Fingerdruck einen bleibenden Eindruck hinterläßt, dann ist der Pilz zur menschlichen Nahrung ungeeignet. Wenn man ihn aufschneidet, dann wird er von einer trüben Flüssigkeit durchseht sein. Das ist das Zeichen der bereits beginnenden Fersehung, die in dem Pilz ähnliche Gifte erzeugt, wie in Fleisch, Wurst und Fisch.

Hausfrauen, die sich von dieser Erkenntnis leiten lassen, können unbedenklich alle zu Markt gebrachten Pilze kaufen und zurechten. Sie müssen nur die Vorsichtsmaßregeln anwenden, jedes Pilzgericht abzukochen und das dabei gebrauchte Wasser wegguziehen. Aus meiner langjährigen Erfahrung, die mit der Ansicht der wenigen wirklichen Pilzkenner Deutschlands — zu denen ich mich auch rechnen darf — übereinstimmt, werden die wirklich giftigen Arten überall gefasst und gemieden. Es sei gleich hier hinzugefügt, daß die sogenannten giftigen Pilze in andern Ländern, z. B. in Rußland und Böhmen, ohne Bedenken gegessen werden, freilich erst, nachdem man sie in zwei Wassern abgekocht hat.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der größte Teil aller brauchbaren Pilze ungenutzt verkommt, weil man sie für ungenießbar oder gar giftig hält. Im westlichen Deutschland ist es ganz arg damit bestellt. Da giebt es Gegenden, in denen die Bevölkerung überhaupt keinen Pilz genießt. Oestlich der Elbe ist es ja besser bestellt, aber auch dort hindert die Unkenntnis die Nuzbarmachung aller essbaren Arten.

Zur Anbahnung besserer Verhältnisse ist vor allem die Volksschule berufen. Doch ist das leichter ausgesprochen als ausgeführt, weil den meisten Lehrern eine wirkliche Kenntnis der Pilze und Schwämme abgeht. Es ist also ein Mangel in ihrer Ausbildung vorhanden, dem bereits in den Seminaren abgeholfen werden müßte. Aber auch das ist nicht ganz leicht, denn alle Abbildungen und die Nachbildungen in Porzellanmasse, die mir bisher zu Gesicht gekommen sind, sind so wenig naturgetreu, daß sie als Unterrichtsmittel kaum in Betracht kommen. Nicht selten kann man sogar falsche Namen und Abbildungen feststellen, wie in einer vor Jahren in Tübingen erschienenen Monographie über die essbaren Pilze.

Den Weg zur Besserung hat die im vorigen Jahre verstorbene Josephine Freytag gezeigt, mit der die beste Kennerin der Pilze und Schwämme dahingegangen ist. Sie hatte für die Lehrer Berlins und der Vororte Kurse eingerichtet, in denen frischgesammelte Pilze das Anschauungsmaterial abgaben. Und in jedem Herbst war sie Bochentags in irgend einem Restaurant der Umgebung Berlins, bald hier, bald dort, zu finden und lehrte jeden, der sich dazu einfand, die gesammelten Pilze nach Brauchbarkeit und Wohlgeschmack kennen. Gleich auf der Stelle zeigte sie auch die Zubereitung. Ein Anschauungsunterricht, auf diese Art erteilt, würde aus dem Nichts bedeutende Werte schaffen.

Man bedente, daß von den etwa 80 essbaren Pilzarten an den meisten Stellen 15 bis 16, an den wenigsten über 20 verwendet werden, während ich z. B. in der näheren Umgegend Berlins allein etwa 47 bis 48 festgestellt habe. Wie oft werde ich beim Sammeln verlaßt und gewarnt. Die meisten Menschen handeln eben nach dem plattdeutschen Sprichwort: „Wat de Vur nich kennt, freit he nich!“ Da kann nur Belehrung helfen und zwar Belehrung von klein auf.

Die wenigen Pilzarten, deren Genuß trotz des Abkochen's schädlich wirken kann, sind leicht zu erkennen. Man thut gut, sich von dem alten Aberglauben zu befreien, daß ein silberner Löffel oder eine Zwiebel, mit dem Pilzen gekocht, das Vorhandensein giftiger Exemplare durch Schwarzwerden anzeigen. Das ist nicht der Fall! Ebenso wenig ist es ein Zeichen von Giftigkeit, wenn manche Arten beim Schneiden oder Brechen blau anlaufen. Gerade unter diesen Pilzen giebt es sehr schmachhafte Sorten, wie z. B. den Sandpilz (*Boletus variegatus*).

Der unheimlichste Pilz, den der deutsche Boden hervorbringt, ist

der falsche Champignon, der an manchen Stellen auch Schirmpilz, Nichtpilz, Knollenblätterschwamm genannt wird. Sein lateinischer Name ist Agaricus phalloides. Er gleicht bei oberflächlicher Betrachtung durchaus dem ehbaren Champignon, der von Feinschmeckern so hoch eingeschätzt wird, daß man ihn mit bestem pekuniären Erfolge künstlich züchtet. Seine Lamellen, die an der Unterseite des Gutes sitzenden radial zum Stiel verlaufenden Blättchen, sind nur in der frühesten Jugend weiß, nach dem ersten Tage seiner Existenz jedoch färben sie sich bräunlich und gehen zuletzt in Schwarz über. Der giftige Knollenblätterschwamm behält stets, auch in ausgewachsenem Zustande, weiße Lamellen. Eine Verwechselung ist also nur bei ganz kleinen Exemplaren möglich, wenn man die Nase nicht zu Hilfe nimmt. Sie erkennt den ehbaren Champignon sehr genau an einem sehr angenehmen Geruch, der etwas an Anis erinnert. Der giftige ist stets geruchlos und beginnt widerlich zu duften, wenn man ihn drückt. Er kommt glücklicherweise sehr selten vor; trotzdem sind alljährlich einige Vergiftungsfälle auf sein Konto zu schreiben, da er wegen seiner Ähnlichkeit mit dem allbeliebtesten Champignon gern genommen wird.

Vor dem Fliegenpilz, aus dem die Russen ein scharf be rauschendes Getränk brauen, braucht kaum zu werden, da er jedermann bekannt ist. Leider wird auch ein sehr wohl schmeckender Pilz mit ihm verwechselt, oder vielmehr, da sehr wenig Ähnlichkeit vorhanden ist, fälschlich als Fliegenpilz angesprochen. Das ist der Parasolschwamm. Er ist in der Jugend kugelig geschlossen, trägt später an seinem schlanken Stiel einen Ring, der vielen Menschen als Zeichen der Giftigkeit gilt, und auf dem Hut dunkelbraune Hautlappen. Daß gerade dieser Pilz allgemein verschmäht wird, ist bedauerlich, denn sein wohl schmeckendes Fleisch riecht angenehm nach Kucklern und frischer Milch.

Von den Steinpilzen, die an den unter dem Hut sitzenden Nöhren leicht kenntlich sind, werden drei Arten, mit dem Namen Satanspilz, Hegenpilz und Dickfuß, als giftig bezeichnet. Sie sind indessen so selten, daß sie mir erst einmal zu Gesicht gekommen sind. Ihr Kennzeichen ist der dunkelbraunrot gefärbte dicke Stiel. Zur Verhütung kann ich noch hinzufügen, daß Josephine Freitag am eigenen Leibe die Verwendbarkeit dieser Pilze nach dem Kochen erprobt hat.

Ungleich häufiger kommt der Speiteufel vor, ein Verwandter des Täublings. Er kommt nie auf den Markt, ebenso wenig wie seine ehbaren Verwandten, denn er ist nicht zu versenden, weil er zwischen andern Pilzen in Atome zerbröckelt. Der orangefarbige Pfefferling und der Birkenreißer, die in fast allen Lehrbüchern als giftig bezeichnet sind, werden im ganzen Osten ohne jedes Bedenken genossen. Vorsichtige Hausfrauen mögen, falls sie einmal einen orangefarbenen Pfefferling unter der Marktware antreffen, ihn entfernen. Den an seiner hellen Farbe und dem geräuschten Huirande leicht kenntlichen Birkenreißer werden sie kaum jemals zu Gesicht bekommen.

Die Morchel- und Lorchelarten, von denen eine giftig wirkt, wenn sie, ohne vorher abgelocht zu werden, gebraten oder geschmort wird, sind der Form und dem Aussehen nach allgemein bekannt. Als giftig gilt von den fünf Arten die lange spitze Lorchel und die sonderbar gefaltete Herbstlorchel. Doch kann man jedes Unheil durch zweimaliges Ablochen fernhalten. Mit dieser Kenntnis ausgerüstet, wird es jeder Hausfrau möglich sein, ein Gericht Pilze ohne Gefährdung ihrer Familienangehörigen herzurichten. Nur vor einem möchte ich sie nachdrücklich warnen: vor dem Kauf der sogenannten Trüffel. In den allermeisten Fällen wird sie den in Scheiben geschnittenen Hasenstäubling oder Eierbovist erhalten, minderwertige Surrogate von garstigem Geschmack. Die Verwertung dieser Kugelpilze als Trüffel in Leberwurst und andern Delikatessen ist ein Unflug, dem durch die Nahrungsmittelkontrolle ein schleimges Ende bereitet werden müßte. — F r i e d r i c h S t o r r o n n e l.

Kleines feuilleton.

ro. Der Umzug. „Es war ihnen zu wenig Trinkgeld. Sie haben auf zehn Mark gerechnet, fehlte nicht viel, wären sie frech geworden. Na ich hab' ihnen die Thür vor der Nase zugeworfen. Diese Umzugskente — das ist ja Gefindel!“

Frau Lenzmann sank mit allen Zeichen äußerster Enttäuschung auf den ersten Stuhl, der gerade im Wege stand. Sie stöhnte noch einmal aus Herzensgrund.

„Jawohl, Gefindel!“

„Na, gib Dich man!“ sagte lakonisch der Gatte, der auf einer Kiste lag und ein paar „Knobländer“ aus der Faust vertilgte. „Ich hab' Dir's ja gleich gesagt, daß fünf Mark zu wenig sind bei all den schätzeren Schränken, und noch dazu für fünf Mann.“

„Du hättest natürlich zehn gegeben; bei Dir kommt's nicht d'rauf an. Immer raus mit dem Geld, wohin ist egal...“

„Immer raus mit de Mutter an de Frühjahrsluft!“ intonierte der Mann.

„Dstar, ich verbitte mir Deine Scherze.“ Frau Lenzmann nahm eine großartige Miene an: „Ach dieser Umzug!“

„Na geh, das größte haben wir ja überstanden“, tröstete Trude, die Tochter, die eben aus den hinteren Räumen nach vorn kam. „Drin sind wir, nun bloß noch einräumen.“

„Jawohl, und die Arbeit, die das macht!“

„Na, dafür haben wir ja nun auch die schöne neue Wohnung!“ Der Mann sagte es sehr harmlos, allein die Frau fuhr auf wie eine Rasende: „Dstar, willst Du mich etwa noch uzen? E ch ö n e n e u e Wohnung!“

„Du hast sie ja selbst immer so genannt!“

„Jawohl — und Du sprichst es nach und hast sie Dir noch nicht mal angesehen!“

„Sovieel hat Papa schon gesehen, Mutichen.“ ... Trude war offenbar für's Vermitteln.

„Na, steh Du ihm noch bei! ... Erst hat man die ganze Wohnungszucherei allein auf'm Halbe, nu läßt er einen noch den Kerger mit den Leuten und sitzt da und ist vergnügt seine Würst — den ganzen Umzugsärger läßt er einem alleine.“

„Ja, ich hab' ja gar nicht unziehen wollen.“

„Dstar, nun sang mir noch so an!“ Frau Lenzmann erhob sich mit Würde. „Nein, Du wärest natürlich wohnen geblieben in den engen Löchern, wo man kaum Platz hatte. Wir haben auch jetzt eine schöne Wohnung! Sei zufrieden, daß ich sie gesucht habe — drei Zimmer nach vorn, und da hatten wir nur zwei. Kinder, jetzt wollen wir überhaupt mal ans Einräumen gehen, es wird Zeit.“

Sie schien ihren Zorn mit einem Schlage vergessen zu haben und sprang auf.

„Wir haben ja nur noch auszuräumen, Mama“, sagte Trude, „die großen Stücke stehen ja schon alle.“

„Na, denkst Du etwa, ich lasse sie so stehen? Das siehst Du doch wohl, daß das unmöglich ist?“

„Aber Mama!“

„Na hör mal, Alte!“

Die Plüschmöbel kommen in's Erkerzimmer. Wo ist Auguste? Sie soll ansaffen helfen.“ Frau Lenzmann ließ sich nicht beirren.

„Auguste macht Feuer an zum Thee, es brennt bloß nicht!“ erwiderte Trude.

„Was? Warum denn nicht?“

„Es raucht!“ gestand Trude kleinlaut.

„Na!“ sagte Papa in einem Tone, der viel sagte.

Die Gattin warf ihm „einen Blick“ zu und runzelte die Stirn: „Das ist immer so in 'ner neuen Wohnung.“

„In unsrer alten war's nicht.“

„Dstar, Du bist ja einfach gemein“, erklärte Frau Lenzmann. „Gib lieber ansaffen und trag' das Sofa nach nebenan.“

„Nu sag' mal, was soll denn das nu wieder heißen?“ Der Mann wurde ärgerlich. „Erst haste drei Monate lang gefessen und Dir die neue Wohnung aufgezeichnet und gemalt, wie alles stehen soll, und nu, wo alles steht, wie Du's gemalt hast — ist es auch nicht recht!“

„Siehst Du nicht, daß das hier nicht so bleiben kann? Die grünen Möbel passen doch gar nicht zu der blauen Tapete. Ich hab doch nicht an die blaue Tapete gedacht. Nu wird eben 's Erkerzimmer Salon und das hier Eßstube.“

„Also los — ziehn wir un!“ sagte der Gatte ergeben.

„Es geht ja alles auf Rollen.“ Frau Lenzmann hatte offenbar ein Gefühl, daß sie gut zureden mußte.

„Aber Mama“, rief Trude plötzlich, „hier in dem Zimmer hat das Wäschepind keinen Platz! — Sieh doch mal, wo soll denn das hin?“

Mama, die schon den Tisch vor sich her schob, hielt inne und sah sich um: „Das Wäschepind? ... ja ... Na, das ist ja reizend! Ach was — Dann kommt es auf den Korridor!“

„Ich denke, Du willst keine Spinden auf dem Korridor?“ — sagte der Mann — „Du bist doch eigentlich hauptsächlich gezogen, weil das Spind auf dem Korridor stehen mußte?“

„Was willst Du'n damit wieder sagen, Dstar?“ Der Gatte bekam einen zweiten „Blick“: „Du, ich versteh Dich ganz genau, aber unterlaß das! Was nicht anders geht, geht eben nicht.“

„Werden wir denn den großen Speiseisch hier unterbringen können?“ fragte der Mann statt aller Antwort.

„Wir werden wohl müssen.“

„Das wird dann aber 'n enges Speisezimmer! Das ist ja noch enger wie's alte“, warf Trude ein.

„Ja, kann ich dafür?“ Frau Lenzmann fuhr auf. „Hab' ich das Zimmer zum Eßzimmer haben wollen? Ich hab' das Erkerzimmer zu haben wollen. Kann ich dafür, daß hier blaue Tapeten sind?“

„Nu kriegen wir aber wenigstens 'n großen Salon“, tröstete Trude.

„Wo wir nie drin sind!“ erwiderte der Vater.

„Dann wer'n wir eben drin sein!“ schrie die Gattin. „Dann wer'n wir mehr Gesellschaften geben, damit wir den großen Salon ausnützen. Was hat denn die Auguste draußen, die schreit ja so?“ Sie horchten alle drei auf. Es kam ein wahres Gezeter von der Küche her; gleich darauf wurde die Thür aufgerissen und das Mädchen stürzte herein.

„Frau Lenzmann — da sind ja Schwaben in de Küche! Hujeh, lauter olle groze Käfer, nich mal bloß kleine Käferkaten! ... Wo unsre olle Küche so reene war! Was sind wir bloß in die Bude gezogen, wo's raucht und Schwaben giebt.“

„Sie sind wohl verrückt geworden?“ sagte Frau Lenzmann kalt.

„Keine Bescheerung!“ knurrte der Gatte.

„Jawoll, und die Portierfrau hat jesagt — Mäuse jiebt's auch hier.“ schrie das Mädchen.

„Und wenn Sie nicht machen, daß Sie rauskommen, schmeiß ich“

Sie raus!" Frau Lenzmann wandte sich ab. „Geh'n Sie an die Arbeit, lassen Sie uns in Ruhe . . . Trude, was willst du denn mit den Portieren?"

„Ich seh' sie mir bloß an, Mama. Wenn wir die Stuben umstellen, passen sie ja nicht. Die Salon-Decorations reicht nicht für den Erker und die vom Wohnzimmer ist für die Fenster hier zu kurz.“

„Dann kauf Mama neue,“ sagte Herr Lenzmann gemächlich. „Was kauft Mama? Mama wird Dir was! Du schmeißt natürlich rum mit dem Geld! . . . Passen Sie im Ernst nicht? Nein, solcher Merger!“ Sie war zu Trude getreten und maß an den Portieren.

„Wir müssen neue kaufen,“ nickte Trude, „es wird nichts helfen.“ „Nein — oder wir machen noch was andres, Kinder — ich hab' 'ne Idee: wir lassen das blaue Zimmer zu den grünen Möbeln passend tapezieren.“

„Was?“ schrie Herr Lenzmann, „Du hast Ideen? . . . Neu tapezieren?“

„Neu tapezieren . . . Sei vernünftig, Oskar!“ — Frau Lenzmann setzte sich zu ihm und zählte an den Fingern: Was kann's denn kosten? Dreißig Mark? Schön, das rechnen wir einfach zum Umzug, und dann haben wir's, wie wir's haben wollten: hier 'n Salon und drin 's große Wohnzimmer und kein Spinde auf 'm Korridor und die alten Portieren. Dann sind wir doch nicht für umsonst gezogen . . . Ueberleg mal, Oskar.“

„Ich überlege,“ nickte der Gatte, „ich überlege Mathilde. Du hast recht, Mathilde; nein, — — dann sind wir nicht für umsonst gezogen.“

Kunstgewerbe.

c. Der Schöpfer der modernen französischen Glas Kunst. Man schreibt aus Paris; Mit Emil Gallé, der in diesen Tagen zu Nancy gestorben ist, ist der Schöpfer einer feinen, gebrechlichen, farbig zarten Schönheitswelt dahingegangen. Bei seinem Namen steigen vor uns wundervolle schlanke Gläser auf, opalisierend in tiefen Farben, von wenigen Blumen- und Pflanzenmotiven leise belebt, leuchtend im Glanz des gebrochenen Lichtes. 1846 wurde Gallé als Sohn eines Kunsttöpfers zu Nancy geboren; er hat lange die im wechselnden Farbenspiel funkelnden Glasflüsse, die vielfachen Wunder der durchsichtigen Helle studiert, war ganz berauscht von den Visionen, die ihm da aufglänzten, und ganz hingegeben an seine Kunst der Gläser. Sein Ruhm begann erst auf der Ausstellung im Jahre 1889, wo vor allem ein Gefäß aus blaurosa irisierendem Kristall höchstes Entzücken erregte. Nie hat er sich wiederholt; so oft und so stürmisch man von ihm irgend ein Glas noch einmal begehrte, stets formte es sich anders in den zufälligen Veränderungen der Farbe und Gestalt, stets schmückte es seine Hand mit neuen Verzierungen. Auf der Weltausstellung von 1900 war sein Erfolg ein vollkommener; er stand in seiner Kunst so unerreicht und hoch wie Lalique in der Goldschmiedekunst. —

Physikalisches.

—ie.— Die Strahlung von Luft und Erdboden. Die durch ihre eifrigen und erfolgreichen Nadiumforschungen bekannten Physiker Eilster und Geitel haben wieder einige neue Arbeitsergebnisse veröffentlicht. Zunächst beschreiben sie einen Apparat zur Messung der Strahlungsfähigkeit von Bodenarten und namentlich von Schlamm heißer Quellen. Daß die Thermalquellen Strahlen ausstrahlen und demzufolge vermutlich Nadium enthalten, wird ja neuerdings als ein besonders wichtiges Moment in der Wirkung untrer heilkräftigen Wasser angesehen. Die Messung dieser Eigenschaft erfolgt durch eine besondere Art von Elektroskop, das die Steigerung der Leitungsfähigkeit einer bestimmten Luftmenge anzeigt, wenn letztere dem Einfluß des strahlenden Stoffes ausgesetzt wird. Auch die Strahlung des „Rango“, des heilkräftigen Schlammes der heißen Quellen von Battaglia, ist auf diesem Wege gemessen worden, sie rührt sehr wahrscheinlich von einem Gehalt an Nadium her. In einer weiteren Schrift führen Eilster und Geitel die Ansicht aus, daß die Leitungsfähigkeit der Atmosphäre zum großen Teil, wenn nicht ganz, den Strahlungen zuzuschreiben ist, die sich aus der Erdoberfläche dauernd ausscheiden. Sie haben festgestellt, daß die Leitung der Luft in geschlossenen Kellern und in tiefen Brunnen oder Bohrlochern zuweilen 50mal größer ist als in der freien Atmosphäre. Die Forscher wollen daraus auch die Thatsache erklären, daß bei niedrigem Luftdruck die Leitungsfähigkeit der Luft erheblich größer ist als bei hohem Barometerstand, weil eine Verminderung des Luftdrucks das Entweichen der Strahlungen aus den Spalten der Erdoberfläche begünstigen würde. Möglicherweise hängen auch die elektrischen Erscheinungen, die sich über dem Krater eines Vulkans abspielen, mit der Entwicklung von Körperstrahlen aus den vulkanischen Dämpfen zusammen. —

Technisches.

— Interessante Versuchsfahrten werden gegenwärtig von der Eisenbahn-Direktion Hannover mit Dampfautomobilen unternommen, und zwar auf der Strecke Hannover-Soltan. Die Dampfautomobile sind, nach dem „Hann. Cour.“, in der Form der Personenwagen auf den preussischen Nebenbahnen gebaut, mit einem großen Abteil dritter Klasse für 33 Personen und einem kleinen Abteil zweiter Klasse für neun Personen, außerdem sind neun Stehplätze vorhanden. Ihre Fortbewegung geschieht

nicht durch besondere Lokomotiven, sondern durch in die Wagen selbst eingebaute Maschinen. Am vorderen und hinteren Ende des Wagens befindet sich ein geschlossener Führerstand, von dem beiderseits aus die Maschine und damit der Wagen in Bewegung gesetzt werden kann. Die Fahrgeschwindigkeit ist auf 40 Kilometer festgesetzt, kann aber unter Umständen bis auf 60 Kilometer in der Stunde gesteigert werden. Ebenso können erforderlichenfalls ein oder mehrere Anhängewagen mitgeführt werden. Der ganze Betrieb erfordert die Bedienung durch nur einen Mann. Es ist augenfällig, daß durch die Konstruktion des Dampfautomobils und seines Betriebes der Verkehr sich außerordentlich verbilligt gegenüber den Unkosten des gewöhnlichen kostspieligen und schwerfälligen Eisenbahnzugapparates. Diese Verbilligung gestattet, auf den Nebenbahnen einen ungleich häufigeren Zugverkehr einzurichten, als dies bis heute der Fall war, und insbesondere diesen Verkehr den lokalen Bedürfnissen anzupassen, während der heutige Zugverkehr auf den Nebenbahnen mehr als nebensächlich und eigentlich nur als Anshlußmittel für die Reisenden der Hauptbahnen angesehen und demgemäß geregelt wurde. —

Humoristisches.

— Der gekränkte Dichter. „Warum haben Sie immer einen so wütenden Haß auf den armen Amtsrichter?“

„Ach, der niederträchtige Kerl! Neulich trug ich in der Gesellschaft ein stimmungsvolles Gedicht vor; da — an der rührendsten Stelle läßt er seine Schnupftabakdose herumgehen . . . und der ganze Effekt war weggeniest!“

— Gemütlich. Passagier (auf der Sekundärbahn): „Der Wagen stößt ja entsetzlich, woher kommt das?“

Schaffner: „Das sind sicher wieder die laufigen Bauernbuben, die sich von den Rädern die Rüße aufnacken lassen.“

— Beruhigend. „Jezzas, Bader, Du reißt ma ja 'n falschen Zahn!“

„Sei stad, i bin eh schon in der Näh!“ — („Wegendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Von Franz Adam Beyerlein erscheint in einigen Wochen ein neuer, tendenzloser Roman: „Similde Hegewald.“

— Das Hoftheater in Karlsruhe bringt am 1. Oktober die Uraufführung von Wilhelm Weigands Drama „Agnes Korn.“

— Rosenows „Kater Lampe“ hatte im Stadttheater zu Mainz sehr starken Erfolg.

— Die erste diesjährige Opernmobilität des Stadttheaters zu Köln ist „Die Tänzerin“, Oper in drei Aufzügen von Arthur Friedheim.

— Acht Prozent hat Reinhardt den Geldgebern des Neuen und Kleinen Theaters im vergangenen Spieljahr herausgewirtschaftet. Das Gesellschaftskapital beträgt 300 000 M.

— Im Ammonstempel von Karnak wurde, wie G. Schweinfurth in der „Vossischen Zeitung“ mitteilt, ein großer Statuenfund gemacht. George Legrain hat 140 größere Stücke ausgegraben. Davon waren die Hälfte ganze Figuren von im Durchschnitt 1/2 bis zu 1 1/2 Meter Höhe.

ss. Eine wichtige Forschungsreise in Afrika unternimmt gegenwärtig der schottische Geograph Macmillan. Zum zweiten Male hat er den Versuch gemacht, eine auch für Handelszwecke nutzbare Wasserstraße zwischen Abyssinien und dem ägyptischen Sudan zu finden. Das „Scottish Geographical Journal“ hat bereits einiges erfahren. Danach sind vorläufig zwei Thatsachen von Bedeutung festgestellt worden. Erstens hat Macmillan nachgewiesen, daß auf den Flüssen Sobat und Varo die Schifffahrt bis zum Gambela-Katarakt, d. h. bis zum Rand der Hochfläche von Abyssinien möglich ist. Die Verwaltung der Sudan-Provinz hatte die Befahrung dieser Flüsse für ausgeschlossen erklärt, wie sich jetzt herausstellt, ohne Sachkenntnis, denn es ist Macmillan gelungen, die gesamte Strecke sogar zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes zurückzulegen. Ein zweiter Punkt von Wichtigkeit ist die Ermittlung, daß die Bouré-Höhen, die den Anstieg zum Abyssinischen Hochland bilden und stets als unpasseierbar für beladene Packtiere gegolten haben, sehr wohl erztiglich sind.

— Vergiftetes Brot. Aus dem Gouvernement Nowgorod wird eine seltsame Erscheinung gemeldet. Alle die von dem aus neuem Roggen gebackenen Brote essen, geraten in einen Zustand größter Erregung. Es stellt sich eine Art Wahnsinn ein, der mit Schwindel beginnt; dann wird es dunkel vor den Augen, und die Glieder werden von Zuckungen ergriffen, die dem Weitzanz ähneln. Der Schwindel wird so stark, daß sich der Betroffene nicht auf den Füßen halten kann und unzusinken droht. — Die gefährlichsten Wirkungen gleichen denen, die genossener T a u m e l l o l o h hervorbringt. —

— Der Frosch steht im Zolltarif der Vereinigten Staaten mit Geflügel in ein und derselben Tarifklasse. —